

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Milian.

Roman von Marie Lenzen-Sebregond.

4)

(Nachdruck verboten.)

Milian erwiderte den artigen Gruß und die höflichen Worte, wodurch sein neuer Bekannter die ihm nach Stammesart Meinung erwiesene Auszeichnung anerkannte, mit etwas weniger von der steifen Abgeschlossenheit, welche er Fremden gegenüber stets an den Tag legte. Die stattliche und bedeutende Erscheinung zur Sprenges und die ruhige Anmut seines Auftretens waren dem Herrn von Tennenborn sogleich aufgefallen.

Während des Diners war Milian zu weit von zur Sprenges getrennt, um sich mit ihm unterhalten zu können; doch verlor er ihn nicht aus den Augen und nahm mit einer gewissen Befriedigung wahr, daß sein erstes Urtheil über den jungen Mann sich zu bestätigen schien. Jede Bewegung, jedes Lächeln zur Sprenges, jede kleine Aufmerksamkeit, welche er seinen Nachbarinnen erwies, zeugte von der besten Erziehung, und es war durchaus guter Ton, daß er, unbeschadet der schmeichelhaften Freundlichkeit gegen die muntere junge Dame zu seiner Linken, sich dem alten Freifräulein zu seiner Rechten vorzugsweise widmete.

Nach aufgehobener Tafel und dem Kaffee wurden von den jüngeren Anwesenden lebende Bilder dargestellt. Milian würde sich dabei herzlich gelangweilt haben ohne das erhebende Bewußtsein, daß dieses alles ihm zu Ehren geschehe. Dieser Gedanke jedoch stimmte ihn mild und machte ihn wohlwollenden Gefühlen zugänglich. Als er nun, bevor man sich trennte, zufällig noch einmal mit zur Sprenges zusammentraf, unterhielt er sich — zum großen Erstaunen derer, die sein schroffes Wesen kannten — freundlich und eingehend mit ihm. Im Pause des Gesprächs ging er sogar so weit, den jungen Mann, den er heute zum erstenmale in seinem Leben gesehen hatte, auf den Mittwoch vor Adventsontag nach Tennenborn zum Ball einzuladen.

Zur Sprenges schien etwas überrascht, nahm aber die Einladung mit einigen verbindlichen Worten an.

Am folgenden Tage verließen die Hochzeitsfestlichkeiten in üblicher Weise. Der Trauung folgte ein Gala-Diner, nach dessen Beendigung das neuvermählte Paar sich auf den Weg nach England begab. Milian hatte dieses Reiseziel gewählt, weil die Mehrzahl der jungen Eheleute nach Paris, der Schweiz oder Italien geht, und Reizung und Grundlos ihn bewogen unter allen Umständen womöglich das Unangenehme zu tun.

Graf Heilkamm und seine Frau hatten den Weg nach Tennenborn eingeschlagen, und als sie gegen Abend dort eintrafen, wurden sie von Clarisse freudig begrüßt. Nach kaum gewechseltem Gruß und Willkommen sagte die Gräfin: „Statt dich, unserer Abrede gemäß, nach Stapphorst heimzubegleiten, besuchen wir dich nun hier. Warst du denn wirklich zu krank, um reisen zu können?“

„Durchaus nicht, Liebste; ich hatte nur einen kleinen Schnupfen. Nur Milians große Aengstlichkeit hielt mich in Tennenborn zurück.“

Marie Antoinette wechselte einen bedeutsamen Blick mit ihrem Manne und trat schweigend an der Seite ihrer Schwester in den Salon. Hier warf sie sich mit einer

Miene ratloser Verzweiflung in dem vollen, blühenden Gesichte in einen Sessel, faltete die Hände und blickte, immer noch stumm, zu Boden.

Dieses Schweigen, dieser tief unglückliche Ausdruck in den Zügen der sonst so lebhaften und lebenslustigen Dame wirkten mehr komisch als tragisch, und während Fräulein von Marstein, welche bei ihrem Eintritt bereit stand, sie willkommen zu heißen, erstaunt und unentschlossen inne hielt, fragte Clarisse mit einem leichten, fröhlichen Lachen: „Aber, Marie Antoinette, was ist dir denn geschehen — du siehst ja aus, als ob du, statt von einem Hochzeitsfeste, aus einem Trauerhause kämest?“

„Ich komme in ein Trauerhaus, Kind!“ behauptete die Gräfin mit großem Ernst. „Ober hältst du es nicht für ein Unglück, daß sich bei Milian immer deutlicher die Spuren beginnenden Irrsinns zeigen?“

„Guter Gott, Schwester! — Welche Idee, Mariechen!“ riefen Clarisse und Graf Heilkamm fast gleichzeitig.

Die Gräfin beobachtete jedoch das Erstaunen der Jünger nicht, sondern fuhr mit sorgenvollem Kopfschütteln fort: „Aber Schwester — aber Emmerich — seht Ihr denn nicht, daß Max an dem immer tiefer einwurzelnden Wahn leidet, unsere ferngesunde Clarisse für krank zu halten?“

„Welche Idee!“ rief Heilkamm nochmals und setzte dann rasch und etwas unwillig hinzu: „Clarisse, mache doch um Gotteswillen nicht eine solche Miene! Es sieht ja aus, als ob du meiner Frau glaubtest; und wenn sie erst darauf sich berufen kann, wird sie nie mehr von ihrem wunderlichen Einfalle abzubringen sein.“

Auf Clarissens schönem Gesichte blieb jedoch der tiefe Schatten liegen, der es seit der merkwürdigen Aeußerung ihrer Schwester verdunkelte, während sie dem Grafen mit einem Anfluge von Bitterkeit erwiderte: „Sei unbesorgt, Emmerich, ich glaube Marie Antoinette nicht, weil ich nur zu gut weiß, wie irrig ihre Auffassung von Milians Beweggründen und von seiner Handlungsweise ist. Seine Motive vermag auch ich nicht zu durchschauen; das aber steht fest — er hält mich nicht für krank.“

„Clarisse, jetzt sprichst du Unsinn!“ rief die Gräfin. „Weshalb hätte er dich nicht mit nach Stapphorst nehmen sollen wenn er nicht besorgt um deine Gesundheit war? — Er konnte ja voraussehen, daß dein Fernbleiben ihm dort von Seiten Claudias unangenehme Erörterungen zuziehen mußte, und sie sind ihm auch wirklich nicht geschenkt worden.“

„Das zugegeben, so wirst du nicht bezweifeln, daß Milian sehr wenig Gewicht auf die Ansichten oder die Ansprüche Claudias legt. Emma wird dir bezeugen, daß ich nicht allein meine Koffer zur Reise nach Stapphorst hatte packen lassen, sondern daß Emma und ich gleich sehr erstaunt und überrascht waren, als Milian am Abend vor dem anberaumten Reisetage mich in meinem Zimmer aufsuchte, um mir, der Gesunden, anzukündigen — und zwar in Form eines strengen Befehls — ich müsse krankheits halber in Tennenborn bleiben.“

„Es ist genau, wie die Komtesse sagt.“ bestätigte Fräulein von Marstein.

...während seine Frau in großer Aufregung behauptete: „Ihr müßt Euch beide irren, Kinder; denn das ist ja unmöglich, durchaus unmöglich!“

„Du irrst, Marie Antoinette, wenn du das glaubst,“ entgegnete Clarisse fest. „Dem wunderbaren Menschen hab ich noch ganz andere Dinge möglich, wegn es gilt, seinen Willen durchzusetzen. Was jagst du dazu, daß er die, um Glück leichte Erkältung, welche den Vornamen zu meinem Pierbleiben bieten mußte, geflissentlich herbeiführt hat?“

„Clarisse!“ rief die Gräfin entsetzt, „du kochst die Phantasie nicht zu großen Spielraum gewähren. Du hast gewiß nicht bedacht, wie groß die Anschuldigung ist, die du so leicht hin gegen deinen Bruder schleudert.“

„Ich teile bloß eine Tatsache mit, welche sich wiederum durch Emma bestätigt werden kann,“ entgegnete Clarisse kühl, fast streng. Dann erzählte sie die Geschichte ihres stundenlangen, erzwungenen Rittes bei stürmendem Herbstregen.

Die verzweifelte Ratlosigkeit der Gräfin nahm jetzt nicht länger komisch aus. Sie war sehr blaß geworden, blickte bang und bekümmert auf ihre junge Schwester und wiederholte: „Es ist unmöglich, es kann nicht sein; es wäre zu grausam, zu schlecht!“

Clarisse empfand Mitleid mit der guten, geängstigten Frau und sagte beschwichtigend: „Nun wohl, Veste, so nehmen wir an, ich hätte in diesem Punkte geirrt. Das ist jedoch über jeden Zweifel erhaben, daß Milian mich seit Jahren unter nichtsagenden Vorwänden von aller Gesellschaft fern, ja, so zu sagen, in Tennenborn gefangen hält. Keine Frage an ihn, kein Nachdenken meinerseits hat mich einen vernünftigen Grund für ein so seltsames, beinahe grausames Verfahren entdecken lassen, so daß sich mir am Tage von Milians Abreise nach Stapphorst der grauenhafte Gedanke aufdrängen wollte, vielleicht schlösse mich irgend etw — geheim zu haltendes Gebrechen von der Gesellschaft glücklicher Menschen aus.“

Auf den Lippen der lebhaften Gräfin schwebte das unbedachtsame Wort, daß schon Fremde ähnliche Gedanken über ihre Schwester geäußert hätten, als ein warnender Blick ihres Mannes daselbe noch rechtzeitig zurückhielt. Und so rief sie, erschrocken halb über sich selbst, halb über Clarissens kummervolles Geständnis, aus: „Gütiger Himmel, welchen Unsinns fördert Milians Schurkeutage! — Du sollst aber derselben nicht länger ausgesetzt sein, Kind. Wir nehmen dich und Fräulein Marstein mit uns nach Waldzell.“

„Mit Freuden will ich Euch begleiten, wenn Emma sich mir anschließen wird,“ sagte Clarisse; und als Fräulein von Marstein die Zusage gegeben hatte, fuhr sie fort: „In drei Wochen aber müssen wir wieder in Tennenborn zurück sein; denn einmal wird es dann Zeit für uns, Aufsalten zum Empfange Milians und seiner jungen Frau zu treffen, und dann würde es auch sicher Anlaß zu den unlieblichsten Bemerkungen geben, wollte ich, daß ich bei Claudias Vermählung bereits fehlte, auch zur Zeit ihrer Ankunft in Tennenborn von hier abwesend sein.“

Selbst Marie Antoinette sah sich, trotz ihrer Aufregung, gezwungen, der vernünftigen Ansicht ihrer Schwester beizupflichten. Und so wurde denn der Plan der Gräfin Heilkamm mit der von Clarisse vorgeschlagenen Einschränkung ausgeführt. Während ihr nichts ahnender Bruder seine gelangweilte und ihn langweilende junge Gemahlin von einem englischen Seebade in das andere und dann nach dem bereits in dichten Nebel gehüllten Boudon führte, brachte die Comtesse mit ihrer Gesellschafterin einige ruhige, heitere Wochen bei ihrer Schwester in Waldzell zu.

5. Kapitel.

Um die schlanken Lürme und die hohen Siebel der ehemaligen Abtei Tennenborn sausten die Stürme des Spätherbste. Die Sonne war, der schweren, tief niedergehenden Wolken wegen, seit vielen Stunden nicht sichtbar gewesen, und jetzt deutete die stark hereinbrechende Dämmerung an, daß sie bereits hinter den untern Rand des Horizonts hinabgesunken sein müsse.

In dem kurzlich ausgekatteten „kleinen Salon“ in Tennenborn saßen die Comtesse Stammeg und Fräulein

Es brannte auf einem Tischchen, welches zwischen den Damen stand, eine große Lampe, und bei ihrem Schein arbeitete die Aetere emsig an einer Handstückeri, während die jüngere das Zeitungsblatt, welches sie zu lesen begonnen, schon längst bei Seite gelegt hatte, um dem Anscheine nach in träumerischer Ruhe auf das Losen des Sturmwindes zu lauschen.

Jetzt aber richtete sie sich aus ihrer nachlässigen Stellung auf und wandte das Gesicht ihrer arbeitssamen Gesährtin zu. „Lassen Sie die Arbeit ruhen, liebe Emma. Die kleine Heuchelei, als vermöge das zierliche Muster heute Abend Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, täuscht doch weder Sie noch mich. Ihre Gedanken sowohl wie die Augen sind mit den Reisenden beschäftigt, welche wir in kurzem erwarten.“

„Ich leugne es nicht, ich bin nicht ganz bei der Sache,“ erwiderte das Fräulein, ihre Nadel in dem Stoff befestigend. „Ich bilde mir auch ein, müde zu sein. Vielleicht ist der starke Duft, den die Blumen ausströmen, die Ursache davon.“

„Nicht doch, Emma,“ meinte die Comtesse, während sie Blick zu den verschiedenen Sophatischen hinüberwarf, deren jeder eine kostbare Vase mit einem riesigen Blumenstrauß trug. „Das sind ja fast nur Camellien und Fuchsen, also geruchlose Blumen. Würde ich in eine von ihnen verfallen, ich möchte lieber von einem einjährigen Heiner Beilchenstrauß begrüßt werden, als von einem solchen solcher Buletts.“

Ein leise eingetretener Diener hatte eine Karte der Comtesse überbracht, welche sie jetzt ihrer Gesellschafterin reichte.

„Gänther zur Spreng. Ist diese Herr kann das sein?“

„Der Name,“ erwiderte Clarisse, „steht auf der Liste der Gäste, welche zu dem ersten großen Feste geladen sind, das Claudia geben wird. . . . Ist der Herr noch im Schlosse, Fritz, oder hat er nur seine Karte abgegeben?“

„Er wartet im braunen Kabinet, gnädige Comtesse.“

„Wohl; so sagen Sie ihm, daß er mir willkommen ist.“

„Sie wollen ihn empfangen?“ fragte Fräulein von Marstein bekümmert.

„Warum nicht? Vor Ablauf einer Stunde können Claudia und Milian nicht hier sein, und solch eine Austrittsvisite nimmt kaum die Hälfte der Zeit in Anspruch.“

„Das freilich; aber dieser Herr ist uns — ist Ihnen ganz fremd.“

„Das ist ein Grund mehr, ihn zu empfangen; es ist unterhaltend, neue Bekanntschaften zu machen. Und in diesem Falle kann es ohne Gefahr geschehen; denn Herr zur Spreng gehört ohne Zweifel zur guten Gesellschaft, weil Milian ihn sonst gewiß nicht eingeladen hätte.“

Fräulein von Marstein konnte ihre Bedenken nicht weiter geltend machen, weil Fritz dem Gegenstande derselben bereits die Thür geöffnet hatte. Mit der ruhigen Sicherheit des Weltmannes, gestützt durch das Bedeutende seiner Erscheinung, begrüßte der Eintretende die Damen. Er entschuldigte sich in gewinnender Weise wegen der Freiheit, die ihnen Fremden, selbst einzuführen. Er habe irrtümlich vorausgesetzt, daß der Graf und seine Gemahlin bereits nach Tennenborn zurückgekehrt seien, und habe sich ihnen vorzustellen gewünscht.

Die Worte und der Ton des Redenden atmeten die verbindliche Höflichkeit des feinen Mannes; und doch wählte Clarisse, das, was er sagte, sei verschieden von allem, was sie bisher zu hören gewohnt war. Sie glaubte einen Ernst und eine Wärme in dem Wesen des Gastes zu erkennen, welche seiner geringsten Aeußerung den Stempel der Wahrheit und Aufrichtigkeit verliehen. „Mich freut,“ erwiderte sie deshalb mit mehr als gewohnter Lebhaftigkeit, „daß Sie Tennenborn nicht verlassen wollten, ohne Fräulein von Marstein und mich zu sehen. Nun können wir doch meinem Bruder von Ihrem Besuche erzählen, und Sie haben an diesem rauhen Abend nicht ganz umsonst dem Sturm und Regen getrotzt.“ Sie erkannte bei den letzten Worten, daß sie dem Fremden durch dieselben Anlaß zu einer wohlfeilen Artigkeit gegeben hatte, und errödete halb vor Unwillen, halb beschämt.

(Fortsetzung folgt.)

gesiederten Lieblinge.

Von F. CLEMENS.

(Nachdruck verboten.)

„Des Lebens Mal blüht einmal und nicht wieder.“ Für die Menschen mag das zutreffen, für das Leben der glücklichen Vögel nicht. Diesen blüht des Lebens Mal alle Jahre von neuem, ihr ganzes Dasein fließt hin im Rausch einer ewigen Jugend, denn der Vogel kennt nur eine kurze Kindheit und ein ebenso kurzes Alter. Sein ganzes Erdenwallen geschieht mit Ausnahme weniger Monate im Zustande rüstiger Jugendkraft, unbeschattet von anderen, als flüchtig vorüberziehenden Nahrungsvorgen. Wie die Menschen in die Sommerfrische, reisen die meisten unserer gesiederten Freunde in ihre Winterquartiere. Alle Jahre von neuem erscheint ihnen der Frühling mit neuer Sonne und neuer Liebe. Jedes Jahr neu empfindet der Vogel den Rausch des Minneglücks, während der Mensch nur in seiner schnell dahingeschwundenen Jugend mit elementarer Leidenschaft küßt und kost.

Gerade ihr jährlich sich wiederholendes Liebesleben läßt uns unsere Waldsänger so reizvoll erscheinen. Sie sind uns die Herolde und Musikanten des Frühlings; Vogelsang, Blumenduft und Sonnenschein gehören zusammen. Im Vollgenuss ihres Liebesglücks entfalten sie ein bezauberndes Weben und Leben, ihr fröhliches Geschwätz belebt den einsamen Wald, ihre lieblichen Erscheinungen erfüllen uns mit freudigem Entzücken. Aber noch mehr — die Vögel erschinen uns nicht nur als Apostel der Liebe, sondern auch der Treue. Während die hochentwickelten Säugetiere den Reiz eines eigenen Heims nicht kennen, bereitet sich der Vogel in eifriger Thätigkeit seinen häuslichen Herd; während obige die Freuden des traulichen Familienlebens verschmähen, sind die Vögel mit wenigen Ausnahmen begeisterte Anhänger der Ehe, einer Ehe, welche auf Lebenszeit geschlossen und in der Regel nur durch den Tod gelöst wird. So treu halten die einzelnen Pärchen oft zusammen, daß ein Ehegatte den Tod oder Verlust des anderen nicht zu überleben vermag oder doch mindestens lange Zeit um ihn trauert. Freilich gibt es auch flatterhafte Herrchen, welche nach des nächsten Weib sündhaftes Begehren tragen, oder ebensolche Dämchen, denen die Treue ein leerer Wahn ist. Ja, letztere noch mehr wie männliche Individuen, da diese die einmal erkorene Frau meist festhalten und auf Tod und Leben für und um sie kämpfen. Das erklärt sich aber daraus, daß bei den Vögeln die Männchen überwiegen — ein idyllischer Zustand, um den manche unserer schönen Leserinnen die glücklichen Flügelschwinger beneiden dürfte. Ist es doch bei uns umgekehrt!

So ein kokettes Vogeltdämchen weiß aber auch seinen Vorteil wahrzunehmen. Es kokettiert mit dem Männchen oder gar mit mehreren, läßt um seine Gunst kämpfen trotz einer sitzamen Jungfrau aus der Ritterzeit, um Herz und Hand sodann dem Schönsten oder Tapfersten zu reichen. Deshalb wenden auch die Vogelritter ihre ganze Kunst und Kraft auf, um in den Augen ihrer Auserwählten so angenehm wie möglich zu erscheinen. Sie singen ihre schönsten Lieder, führen förmliche Liebesspiele auf, präsentieren sich als die höchsten oder graziösesten Flieger oder fordern ihre Nebenbuhler mutig zum blutigen Zweikampf heraus. Einige Arten kämpfen mehr zum Scherz, bei anderen geht es auf Leben und Tod. Vögel sind immer rasend eifersüchtig, besonders die so sehr durch ihre Ueberzahl im Nachteil befindlichen Männchen. Einem Teil hilft aber alles nichts, er ist zur alten Junggesellenwürde verdammt.

Wenn wir oben sagten, daß die Vogelweibchen im Allgemeinen treu sind, dabei aber zugleich auf gewisse Ausnahmen hinwiesen, so können wir diese Behauptung nicht nur nicht einschränken, sondern müssen sie sogar noch erweitern. Wie im Hamlet das Bedenke vom Leichenjähmaus kalte Hochzeitsschüsseln

zeitlich eine ganze oder gar halbe Stunde nach dem Abscheiden ihres Geliebten einen anderen Mann, wobei der Verlobung die Vermählung auf dem Fuße folgt. Da gilt also vom Vogelweib, was der Dichter von den Frauen überhaupt singt:

Um sechs Uhr des Morgens ward er gehentt,
Um sieben ward er ins Grab gesentt;
Sie aber schon um achte
Trank roten Wein und lachte!

Ist ein Vogeltdämchen einzig, so geht es ohne weiteres an den Bau des traulichen Heims. Mit Kennerblick weiß es den passenden Ort herauszufinden, oft so versteckt, daß man aus nächster Nähe das Nestchen nicht entdecken kann. Der muntere Reistig z. B. weiß seine Kinderwiege so verborgen anzubringen, daß man sie nicht wahrnimmt, wenn man den Ast, worauf sie sich befindet, bestiegen hat. Nach dem alten Volksglauben ist daher ein Reistignest unsichtbar. Der Baummeister bei den Vögeln ist fast immer das Weibchen, das Männchen verrichtet nur Handlangerdienste. Die Emanzipations-Bestrebungen scheinen in der Vogelgesellschaft demnach durchgeführt zu sein. Höchstens steht der Mann noch Wache oder darf seiner Dulceina etwas vorsingen. Wer jemals ein Vogeltnest genauer ansah, weiß, was für ein kunstreiches Gebilde es ist, wie sorgfältig die feinen Hälmchen ineinandergelochten, versetzt und innen geglättet sind! Wie zierlich die Mulde im Innern, wie künstlich die Ausfütterung! So ein Vogeltdämchen ist Zimmermann, Maurer, Tapezierer, Tischler — alles in einer Person! Trotzdem gibt sie sich auch mit unermüdblicher Treue der Erfüllung ihrer Frauen- und Mutterpflichten hin. Fast ohne Unterbrechung vierzehn Tage und mehr in der Brutzeit des Nestes bewegungslos zu verharren, mit steifen Gliedern, in Regen und Sonnenschein, ist keine Kleinigkeit! Freilich löst der Hausherr seine Gattin manchmal ab, aber er scheint doch seine Sache nicht zu ihrer Zufriedenheit zu machen, da sie es nur ungern steht, ihn mißtrauisch beobachtet und nach rascher Stillung ihres Hungers meist wieder auf ihren Posten zurückkehrt. Und dann das Stopfen der fünf, sechs oder mehr hungrigen Mäuler! Aber ich schweife ab. Von dem Liebesleben der Vögel will ich meinen Lesern ein Bild geben, nicht von ihren Haushaltungsgeheimnissen. Sehen wir also, wie sich einige unserer bekanntesten oder aus irgendwelchem Grunde bemerkenswerten Vögel in der schönen Zeit der jungen Liebe benehmen, wie sie ihre Gefühle erklären, und ob sie durch ihre persönlichen Reize, oder durch ihre Kraft und Geschicklichkeit siegen.

Geradezu rührend innig ist das Liebesleben der Wellensittiche. „Das Männchen“, führt Devon aus, „ist ein Muster von einem Gatten, wie das Weibchen das Muster einer Mutter ist. Jenes beschäftigt sich ausschließlich mit seinem erwählten und nie mit einem anderen Weibchen, das etwa zugleich in demselben Raum sein möge; es ist stets eifrig, aufmerksam, glühend, ja sogar sinnlich gegen sein Weibchen. Auf einem Zweige vor der Oeffnung des Nestes sitzend, singt es der Gattin seine schönsten Lieder vor, und während sie brütet, acht es sie mit ebensoviel Eifer wie Bergnügen. Es ist niemals traurig, still oder schläfrig, sondern immer heiter und lebenswürdig.“ Jeder Ehemann sollte sich den Wellensittich zum Muster nehmen, er ist das Sinnbild eines echten Gatten und Vaters. Die vielgerühmte Taubenzärtlichkeit steht dagegen keineswegs ohne Anfechtung da. Zierlich steht so ein weißes Täubchen oder so ein Turfeltäubchen allerdings aus, zärtlich sind Männchen und Weibchen auch gegen einander, sie füttern sich, schmiegen sich zusammen, kosen und schnäbeln. Aber ihre Treue ist nicht so außer Zweifel, als man gewöhnlich annimmt. Dabei sind sie neidisch und mißgünstig, und schlechte Eltern gegen ihre Jungen, die sie ohne Not aus geringfügigen Gründen oftmals im Stiche lassen.

Ein galanter, aber eifersüchtiger Ritter, der sofort mit einer Herausforderung bei der Hand ist und nach dem Blute seines Nebenbuhlers verlangt, ist Monsieur

Kommt, der Däumling unter den Vögeln. Das Sprichwort: „Kleine Kröten haben auch Gift“ bewahrheitet sich an ihm. Wagt sich nur ein anderes Männchen in die Nähe seiner Auserkorenen, so erfährt ihn förmliche Raserei, wütend fällt er ihn an, und trachtet der freche Fremdling gar nach seiner Herzerliebsten, so kämpfen sie auf Leben und Tod und einer von beiden bleibt auf dem Platze. Reizvoll ist dagegen die Art, wie er sich um seine Gattin bewirbt. Audubon kann den lieblichen Eindruck nicht genug schildern, welchen es hervorbringt, wenn das Männchen grazios um sein Weibchen herumtanzt, wenn es sie mit seinen Schwingen fächelt, sie mit kleinen Federbissen überrascht und sich ihrer Liebkosungen freut. — Wunderbar anzuschauen ist auch das Liebesleben unseres Kanarienvogels in seinem kleinen umgitterten Heim. Das zärtliche Piep-Duett, das der Annäherung vorhergeht, die possierlichen Liebkosungen, das Schnäbeln und Füttern, endlich gar der Bau des Nestes und die Aufzucht der Jungen, alles ist gleich interessant und reizend.

Anmutige Liebesspiele führen die Rohrweihen auf. Kronprinz Rudolf von Oesterreich teilte mit, daß ein Paar dieser sonst so verborgen lebenden Vögel im Stande sei, im Monat April die ganze Gegend zu beleben. „Bevor das Weibchen seine Eier legt, steigt das Paar erst in die höchsten Aufsichtigen und führt kunstvolle und wechselreiche Spiele aus. An den Ufern der Donau erblickt man nicht selten vier oder fünf, zuweilen noch mehr Rohrweihen, welche gemeinschaftlich ihre Flugkünste ausführen, und denen sich oft auch noch Milane und Wiesenweihen zugesellen.“ Das Trommeln der Spechte, dem wir so oft mit Interesse lauschen, hat ebenfalls keinen anderen Sinn, als den eines Liebesständchens. Der Specht will weder auf diese Weise Nahrung erbeuten, noch wie manche glauben, Regen prophezeien, sondern die Aufmerksamkeit der Weibchen erregen und seine Nebenbuhler zum Kampfe herausfordern. Auch der vielbeliebte Kuckucksruf dient nur dem Zwecke, das Weibchen anzulocken. Dieses gehört übrigens nicht zu den nachahmenswerten Beispielen aus der Vogelwelt. Wenn Frau Kuckuck eine menschliche Dame wäre, so würden gewiß Frauen, die auf Reputation halten, nichts mit ihr zu tun haben wollen. Sie führt keine ehrbare Ehe, wie andere Vogelweibchen, was wohl daher kommen mag, daß die Zahl der männlichen Kuckucke die der weiblichen gewaltig übersteigt. Frau Kuckuck ist also im wahren Sinne des Wortes ein „loser Vogel“, sie huldigt der freien Liebe; heute der, heißt es bei ihr, morgen jener. Kann ein solches Weib eine gute Mutter sein? Nein. Sie kümmert sich gar nicht die Mühe, ein Nest zu bauen, sondern vertraut ihre Eier der Pflege anderer Vogelkellern an.

Saben wir hier eine schlechte Mutter kennen gelernt, so präsentiert sich uns in Herrn Wachtel ein schlechter Vater. Verliebt ist die männliche Wachtel auch, toll verlobt, aber wie viele Lebemänner fragt sie nicht im geringsten nach ihrer Familie, oder besser, ihren Familien, denn die Wachtel huldigt der Vielweiberei. Tapfer ist sie dabei; ein Rowdy in des Wortes verwegenster Bedeutung, duldet er keinen Nebenbuhler in seinem Gebiete, ja bekämpft ihn auf Leben und Tod. So ein nichtswürdiger Gesell ist er, daß er das Weibchen sogar mißhandelt. Unser Haushahn ist ja auch gerade kein zärtlicher Vater, er steht aber wenigstens seiner zahlreichen Familie würdig vor, bewacht und führt sie. — Ganz blind macht die Liebe den Auerhahn. Seine Liebeserklärung geschieht durch das bekannte „Balzen“, wobei er sich derartig aufregt, daß er nichts hört und sieht und den Jäger ruhig nahekommen läßt.

Zu den Vögeln, welche um ihre Bräute kämpfen, gehört der Schwan, der sonst ein ausgezeichnete Ehemann ist. Männchen und Weibchen hängen, wie Brehm berichtet, einander mit treuer Liebe an, die Ehe gilt für das ganze Leben. Beide „lösen oft miteinander, umschlingen sich gegenseitig mit den Hälsen, schnäbeln sich und stehen sich in Gefahr gegenseitig bei“. Eifersüchtige Schnepfenfreier sechten ihren Streik in der

Luft aus. Die unbeweibten Männchen der Bachstelze suchen den verheirateten ihre Frauen zu entführen, weshalb es auch hier ohne Krieg nicht abgeht. Selbst der gesellige Sperling „kämpft um seine Liebe“. Sein Jörn ist indessen nicht weit her, es kommt selten zu ernstern Wunden, obgleich die Federn arg herumfliegen. Nicht allein der „Erwerb“, wenn wir es so nennen dürfen, beherrscht also das Dasein des Vogels, auch die Liebe ist ein mächtiger Impuls darin. Und doch bildet auch sie nur einen Teil seines Kampfes ums Dasein, da ihr vornehmster Endzweck die Erhaltung und Vervollkommnung seiner Art ist.

Scherz und Ernst.

11. Auch eine Lösung der Frauenfrage. Ein erfreuliches Ende hat eine der Postmeisterkandidaten in Kentucky gefunden, wo vor einigen Jahren die weiblichen Postbeamten durch männliche ersetzt wurden. Frau Mary Tripple, eine junge Witwe, war Postmeisterin von Monticelli in der Grafschaft Wayne. Sie hatte nur ein Bäcklein für den blauen Brief mit Regierungssiegel, der sie ihres Amtes enthob und es auf einen Herrn Kennedy übertrug. Ein Rechtsanwalt mußte die Regierung wegen grundloser Entsetzung aus dem Amte verklagen, und es gelang ihm auch, für die streitbare Witwe einen Aufschub zu erwirken und damit das Recht zum Verbleiben in ihrer Stellung, bis der Rechtsstreit gegen den Fiskus entschieden sei. Während nun der Prozeß noch schwebt, trifft plötzlich bei den überraschten Behörden ein Briefchen von zarter Hand ein und besagt, daß die Postmeisterin gern und freudig zu Gunsten des männlichen Nachfolgers auf des Amtes Würde und Würde verzichte. Gezeichnet war das Schreiben — Frau Kennedy! Postmeister und Postmeisterin hatten sich, des Haders müde, die Hand zum Ehebunde gereicht.

Wir lassen nicht ab!

In Petrograd ziehen durch Straßen und Gassen
Viel Prozessionen des heiligen Synod!
Und gleichfalls in Moskau. Den russischen Massen
Fuhr in die Glieder die Angst vor dem Tod.
So betet und jammert, ihr zarischen Knechte!
Wir fürchten euch nicht; wir fürchten nur Gott.
Wir sterben für Freiheit, wir kämpfen für Rechte.
Wir griffen zum Schwert in äußerster Not
Wir lassen nicht ab, bis der Frieden errungen.
Wir folgen den Führern in Treu bis ins Grab.
Ihr armsel'gen Streiter! Ihr werdet bezwungen.
Wir lassen nicht ab! — Wir lassen nicht ab!

Es drängen von Kurland bis Lemberg geschlossen
Die Waffenbrüder ins russische Reich.
Mit klirrenden Waffen, auf schraubenden Rossen.
Zu Fuß und zu Wagen — das ist ja gleich.
Bei uns streitet jeder für Heimat und Ehre.
So manchen schmücket ein Eisernes Kreuz,
Und traf auch so manchen so manches recht Schwere,
Viel Eltern viel Herbes: Fragt doch, wen reut's?
Und fließen auch Tränen bei euren Fragen.
Das ist menschlich. Die bannet ihr nicht.
Die Mütter und Väter, sie werden euch sagen:
Mein Sohn? — Gefallen! — Er tat seine Pflicht!

Drum stehet gen Himmel um Sieg eurer Waffen,
Ihr Russenscharen! — Wir fürchten nur Gott.
Und die deutschen Schwertler, die werden es schaffen!
Wir züchten sie ja in äußerster Not!
Wir haben zu leben das Recht und den Willen,
Und unsere Frauen und Kinder auch.
Doch muß unser Blut für das Vaterland quillen,
So opfern wir uns nach treudeutschem Brauch,
Für Heimat und Herd, für die Schwachen und Kranken,
Für Kaiser und Reich. Und wir fürchten kein Grab.
Wir folgen im Kampfe dem einen Gedanken:
Wir lassen nicht ab! — Wir lassen nicht ab!

Gerhard Büchel